

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1928)

Heft: 3

Artikel: Stefan Gabriel, der Prädikant und Dichter : ein Lebensbild aus Graubündens schwerster Zeit [Fortsetzung und Schluss]

Autor: Ragaz, Rageth

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-396517>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

Stefan Gabriel, der Prädikant und Dichter.

Ein Lebensbild aus Graubündens schwerster Zeit.

Von Pfarrer R a g e t h R a g a z , Ilanz.

(Schluß.)

IV. Auf der Flucht und im Exil. 1620—1626.

Auf Stefan Gabriel mußte die Kunde von dem, was im Veltlin geschehen war, einen niederschmetternden Eindruck machen. Über einem seiner Lieder steht die Bemerkung: „In der Verfolgung des Jahres 1620.“ Es gehört zum Ergreifendsten, was er geschrieben hat. Aber auch noch in den Worten eines fünfzehn Jahre später an Herzog Rohan gerichteten Briefes zittert das Leid über den Schlag nach, der damals der evangelischen Sache in Graubünden versetzt worden ist. Das Ereignis sollte aber für ihn auch schwere persönliche Folgen haben. Nach dem kläglichen Ausgang eines mit Hilfe von Zürich und Bern unternommenen, aber mangelhaft vorbereiteten Versuchs, das Veltlin zurückzuerobern, wuchs der katholischen Partei der Mut. Die katholischen Orte ließen ein 1500 Mann starkes, von Spanien besoldetes Regiment über die Oberalp in das Gebiet des Grauen Bundes einrücken. Welche Aufregung wird in Ilanz und im Pfarrhaus entstanden sein, als an einem Herbsttag sich die Nachricht verbreitete: „Die Feinde kommen!“ Der Pfarrer mußte ein-

sehen, daß bis auf weiteres seines Bleibens im Lande nicht mehr sein könne, und entschloß sich, mit seinem Sohne Luzius außerhalb der geliebten Heimat Schutz und Sicherheit zu finden. Daß er doch noch von den Soldaten erreicht und mißhandelt worden sei, ist nicht wahrscheinlich. Sie hätten ihn gewiß nicht mehr ent-rinnen lassen. Wie schlimm es ihm aber leicht hätte gehen können, zeigt eine denkwürdige Stelle in seines Freundes Anhorn „Graw Pünter Krieg“. „An dem 10. Septembris sind zu Ilanz fünf fendli us den katholischen Orten ankommen und ward von ihnen aufgebracht, daß sie das große Geschütz auß dem Turm genommen und unter die Thor gericht habind, darnach die Tristkammer geöffnet und der Ilanzer Freiheiten und Heimlichkeiten (also wichtige Dokumente) zu ihrer Hand genommen, darnach sie des Herrn Gabriel Bücher verbrannt und ein Galgen an sein hustür und ihn daran gemalet. Auch sollen sie usgeben, sie wöllind also an andern Orten mit der predicanten Bücheren und sachen umgon. Sind also die predicanten des oberen Bunds auß ihren Gmeinden hinweg gewichen.“ Auch die Kanzel sei damals ver-unehrt und den Leuten in Ilanz viel Schlimmes zugemutet worden.

Auf der Flucht entgingen Vater und Sohn Gabriel bei ihrer Durchreise durch die Herrschaft mit knapper Not den Nachstellungen, welche ihnen der Maienfelder Landvogt Enderlin bereitete. Schließlich kamen sie doch unversehrt nach St. Gallen. Von dort aus richteten sie den folgenden kurzen Brief an die Brüder Bartolome und Daniel Anhorn, die ihnen Schutz und Hilfe gewährt hatten:

„An die ehrwürdigen und hochgelehrten Herren Bartolomäus und Daniel Anhorn, die getreuesten Diener Jesu Christi. Jehova unser Heil!

Gepriesen sei der Name des Herrn, der uns so mächtig und so gnädig aus dem Löwenrachen gerissen hat, und gepriesen sollt auch ihr, in Christus innig geliebte Brüder, sein, die ihr uns in unserer Verfolgung so gütig und so brüderlich beigestanden und Hilfe gebracht habt. Dieser Wohltaten werden wir, so lange der Geist diese Glieder beseelen wird, eingedenk sein. In St. Gallen, wohin ihr uns gewiesen habt, sind wir gesund und wohlbehalten angekommen und haben lebhaftere Teilnahme gefunden. Der Herr möge am Tage des Gerichts sowohl euch als diesen und allen unseren Wohltätern vergelten. Wenn es etwas Neues, an dem

euch gelegen ist, gibt, werden andere schreiben. Wir werden, wenn wir in Zürich angekommen sein werden, bei gegebener Gelegenheit mehr hören lassen. Ihr werdet unterdessen das Amt treu und tapfer wie bisher versehen, Gott den Ausgang überlassend, er wird euch keineswegs verlassen. Du, o Herr, beschütze vor Feinden und vor allem Übel die Anhorn, unsere Wohltäter, und deine andern treuen Diener, beschirme die Kirche, beschirme das Vaterland. Lebt wohl und grüßt eure Familien. Gegeben am 28. September 1620. Eure sehr ergebene

Steph. Gabriel; M. Lucius Gabriel.“

In Zürich trafen sie mit Jenatsch und Blasius Alexander zusammen. Alle waren in drückender Not. In einem Brief, den der Zürcher Antistes Breitinger seinen Kollegen in Basel am 14. Oktober schrieb, steht unter anderm: „Es sind in dieser Woche zu uns geflüchtet Stephan Gabriel und sein Sohn Luzius, Blasius Alexander und Jenatsch, deren ganze Habe die Wut der Feinde geraubt hat, während die besondere Gnade Gottes ihnen das Leben erhalten wollte.“ Über die Ankunft der beiden Gabriel in Zürich, ihr Erscheinen vor dem Collegio (wohl der Geistlichen) am Sonntag vormittag und vor einer Kommission des Rates am Dienstag und die Unterstützung, die ihnen gewährt wurde, gibt ein noch im Staatsarchiv Zürich vorhandenes Protokoll genaue Auskunft. Der Beschluß des Rates lautete wie folgt: „und ward entlich abgeredt, das diese beide Herren Gabrielen etwan mit glegenheit zu diensten befördert und neben den Unsrigen in die fürscläg (Empfehlung an frei gewordene Gemeinden) gethan werden söllend. Darnebens weil sy nützit mit ihnen darvon gebracht, sölle ihnen gefolgen ein Hauszins und zum antritt gleich angehendts: an Kernen 8 mutt; an altem wein 6 Eimer; an bahrem Gelt 40 Pfund; an holtz aus der Sill 3 Klafter.“

Das war ein sehr freundliches Entgegenkommen. Es erscheint noch größer, wenn man bedenkt, daß Zürich in dieser Zeit noch für viele andere sorgen mußte. In einem Brief Breitingers vom 18. Oktober, in dem die beiden Gabriel ebenfalls erwähnt werden, wird bemerkt, der Zustrom von Flüchtlingen aus dem Veltlin sei so groß, daß die vorhandenen Herbergen nicht ausreichen. So groß aber die Aufgabe war, allen diesen fremden Menschen zu helfen, die Gastfreundschaft und Glaubenstreue der

Zürcher und ihres Antistes zeigte sich ihr gewachsen. Auch Schaffhausen, Basel, Bern, Winterthur und andere evangelische Orte haben geholfen. Diese Hilfsbereitschaft gegenüber bedrängten Glaubensgenossen ist ein Lichtstrahl im Dunkel jener Zeit. Breitinger vor allem war unermüdlich. Er vergaß nicht, daß Graubünden von Zürich her das Licht des Evangeliums empfangen hatte. Im Jahre 1617 erließ er eine einläßliche, mit gründlicher historischer Auseinandersetzung versehene Abmahnung gegen eine Verbindung der Drei Bünde mit Spanien. Als die Dinge in Graubünden eine schlimme Wendung nahmen, bezeugte Zürich seine Teilnahme auch damit, daß die Bündner neben den Böhmen in das allgemeine Kirchengebet eingeschlossen wurden. Es wurden auch mehrmals Kollekten veranstaltet, die bedeutende Summen einbrachten. Breitingers Vorschlag, die 73 verlassenen Kinder möchten von Zürcher Familien an Kindesstatt aufgenommen werden, fand freudige Zustimmung. Auch für die geistliche Versorgung der italienischen Flüchtlinge wurde das Nötige getan.

Stephan und Luzius Gabriel hatten sofort nach ihrer Ankunft gebeten, man möchte sie im zürcherischen Pfarrdienst beschäftigen. Auch dafür taten die Zürcher Behörden ihr Möglichstes. Luzius wurde von der italienischen Gemeinde als zweiter Pfarrer gewünscht, kam aber bald als Pfarrer nach Kästris, von wo er auch die Gemeinde des Vaters bediente. Die Mutter war mit den Kindern dem Vater ins Exil gefolgt. Martinus, der, wie der Vater schreibt, den Eltern während drei Jahren des Exils ein unzertrennlicher Gefährte war, ist bei einem Besuch, den er im Sommer 1623 seinem Bruder in Kästris machte, plötzlich erkrankt und verschieden. Auch er war wie sein Bruder Stefan in einem erfolgreichen Studium gestanden. Der Vater hat der für ihn so schmerzlichen Eintragung ins Totenregister von Ilanz die Worte beigefügt: „Lebt wohl, herzlich geliebte, teure Söhne, wir haben euch nicht verloren, sondern vorausgeschickt, wir werden bald folgen.“

Im gleichen Monat, als der Sohn starb, kam der Vater, der bisher in Zürich ausgeholfen hatte, als Pfarrer an die nahe gelegene Kirche von Altstetten. Er hat darüber ins dortige Kirchenbuch geschrieben: „Anno 1623, den 9. Julii bin ich Stephanus Gabriel, gewesener diener am wort Gottes zu Ilantz in Pündten und von dem spanischen kriegsvolk von dannen vertrieben, von

einer ehrsamten Oberkeit der löblichen stadt Zürich zu einem pfarrherrn allhär gen Altstetten erwelt und hernach den 20. Julii von dem herrn obervogt, dem sekelmeister Wolffen und herrn decano Wekerlig von Horgen der gmeind presentiert und eingesetzt worden.“ Hier ist er bis zum März 1626 geblieben.

Aus einigen Bemerkungen in seiner Abschiedspredigt zu schließen, hat er es verstanden, die Achtung und Liebe seiner Pfarrkinder zu gewinnen, und hat von ihnen viel Gutes empfangen. Die Ruhe und Sicherheit, die er hier genoß, ist auch seinem geistigen Schaffen zugute gekommen. So ist denn in diesen Jahren seine umfangreichste Prosaschrift entstanden, betitelt „Unna stadera da pasar, quala seig la vera cardienscha“. Eine von einem Landsmann, nämlich von Dr. Adam Nauli, unter dem Titel: „Anatomia dil sulaz dil Stefan Gabriel“ gegen ihn gerichtete Streitschrift gab ihm Anlaß, seine Glaubensgedanken nochmals durchzudenken und in klarer Form mit zahlreichen Beweisstellen aus der Bibel darzulegen. Mit Dr. Nauli befaßt er sich fast nur in der ausführlichen und interessanten Vorrede, aus der hier einiges mitgeteilt sei. Unter anderm bringt er ein reichhaltiges Verzeichnis, eine „Blütenlese“ sozusagen von groben Schmäh- und Schimpfworten, mit denen der Gegner seine Polemik gewürzt hatte. Dazu bemerkt er: „Das sind die Blumen, mit denen dieser große Doktor sein Buch geschmückt und angefüllt hat. Die Domleschgerbauern (Dr. Nauli stammte aus Tomils) hätten kaum so viele gewußt, wer will einem so geschickten Disputierer antworten?“ Er zeigt dann, wie der Gegner die Evangelischen Dinge behaupten lasse, die zu behaupten ihnen niemals eingefallen sei, wie z. B., die Sünde geschehe nach dem Willen Gottes, jeder Geißhirt könne das Amt eines Geistlichen versehen, unsere guten Werke seien Gott nicht angenehm usw. Auf den Vorwurf, daß sich die Prädikanten zu sehr in politische Dinge einmischten, antwortet er: „Die Pfarrer der Drei Bünde haben keine weltlichen Ämter, sie sagen ihre Meinung wie andere Bündner, um die ererbte Freiheit aufrechtzuerhalten (par muntaner lur hartada libertad).“

Die Vorrede schließt mit einem Appell an die Landsleute, der zeigt, wie eindringlich Stefan Gabriel zu reden verstand: „O meine lieben Bündner, öffnet die Augen, es handelt sich nicht um Geld und Gut noch um andere Dinge der Welt, sondern um euer ewi-

ges Heil: darum macht eure Sache sicher: Wißt ihr nicht, daß unser Herr gesagt hat: „Wenn ein Blinder einen andern führt, so fallen beide in einen Graben.“ Wenn ihr Geldmünzen einnehmt, so wägt ihr sie und schaut, ob sie nicht zu leicht und nicht falsch seien. Ach wägt doch auch die Lehre eures ewigen Heils; schaut zu, ob sie nicht zu leicht und nicht falsch sei! Wägt sie mit einer rechten, gerechten Wage, die euch nicht täuscht. Wo finden wir eine solche sichere Wage? Die Bibel ist diese Wage; der Glaube, die zehn Gebote, das Unservater sind diese Wage. Was damit übereinstimmt, müssen wir annehmen; was nicht damit übereinstimmt, müssen wir so gut wie leichte, schlechte, falsche Münze wegwerfen. O Herr, beschütze uns vor falscher Lehre, richte unsere Schritte, unsern Glauben, unser Leben nach dem Licht deines heiligen Wortes, führe uns in dein heiliges Reich durch Jesum Christum, Amen. In Altstetten bei Zürich, den 26. August 1625.
Stephanus Gabriel.“

Man darf dem Gegner dafür dankbar sein, daß er durch seinen Kampf gegen die frühere Schrift, wenn auch gar nicht mit seinem Willen, das Entstehen des durch Form und Inhalt ausgezeichneten Werkes, das zu einer kleinen evangelischen Glaubenslehre geworden ist, veranlaßt hat. Der Hauptgrund, der Stefan Gabriel bewogen hat, diese Schrift auszuarbeiten, war freilich ein anderer, tieferer. Es war, wie er in der Vorrede ausführt, die Beobachtung, daß so viele Menschen sich der furchtbaren Gefahr, die ihnen droht, der Gefahr, vom Himmel ausgeschlossen und in die Hölle verstoßen zu werden, gar nicht bewußt seien und sich deshalb um den wahren Glauben, der den sicheren Weg zur Seligkeit weist, nicht kümmern, sondern gedankenlos und sorglos in dem überlieferten Glauben, ja in der Sünde leben. Wenn er seine Schrift allen Bündnern, die Sorge für ihr Heil haben, gewidmet hat, so hat ihn wohl die Hoffnung beseelt, daß sie auch von solchen gelesen werde, die zu dieser Sorge noch nicht recht erwacht sind.

Der Inhalt der „Stadera“ deckt sich naturgemäß zum Teil mit dem des Katechismus; es ist aber manches weiter ausgeführt und namentlich das hervorgehoben und ins Licht gerückt, worin sich der evangelische und katholische Glaube unterscheiden. Die wichtigsten in der Schrift zur Beantwortung gestellten Fragen be-

treffen: die Heilige Schrift, den freien Willen des Menschen, den Erlöser (ob Christus unser einziger Erlöser sei oder nicht), den Glauben (ob uns der Glaube Gewißheit in bezug auf die Sündenvergebung und das ewige Heil zu geben vermag oder nicht), die Rechtfertigung und die Vergebung der Sünden, die Werke, die Beichte, die heiligen Handlungen, die Messe, die Kirche, die im Himmel ist (die Heiligen und ihre Verehrung), die Kirche, die auf der Erde ist (das Papsttum, das Mönchswesen, das Zölibat), die Kirche, die unter der Erde sein soll (das Fegefeuer).

Am Anfang jedes Abschnitts wird eine Frage gestellt, wie z. B. die, ob das gemeine Volk die Bibel lesen dürfe oder nicht, und die Antwort der Evangelischen und der Gegner (*ils prers*) mitgeteilt. Darauf folgt die Darlegung der Gründe der Evangelischen (*nossas raschuns*), meistens in Bibelstellen bestehend, worauf die Einwendungen der katholischen Partei (*raschuns d'ils prers*) erwähnt und widerlegt werden. Den Schluß bildet eine kurze, sich zu einem Gebete steigernde Zusammenfassung (*la serra*).

Aus dem Gedankengehalt der Schrift kann hier nur Weniges hervorgehoben werden. Besonders eingehend wird die Frage erörtert, welcher Wert den guten Werken des Menschen zukomme und ob man sich mit ihnen die Seligkeit gewinnen könne oder nicht. Man sieht, wie sehr damals die Frage im Mittelpunkt der theologischen Auseinandersetzungen stand. Die Frage, wie sich Glauben und Tun und das Wirken Gottes und das Tun der Menschen zueinander verhalten, hat aber für uns nicht nur historische Bedeutung, sie bildet auch in der Gegenwart eines der wichtigsten theologischen Probleme.

Die Gegner sind in der lateinischen Schrift „*Storgae Saliceae*“ und in der „*Stadera*“, für die der zweite Teil jener Schrift eine gelehrte Vorarbeit war, nicht besonders rücksichtsvoll behandelt. Die Streitschrift Dr. Naulis, in der die Schriften Gabriels als eine ganz minderwertige Leistung hingestellt wurden, konnte freilich auf eine schonende Behandlung kaum Anspruch machen. Selbst an den Liedern Gabriels hat der Gegner keinen guten Faden gelassen, obwohl sie zum Teil nur den beiden Kirchen gemeinsamen Glauben aussprachen.

Die *Stadera* ist die Frucht eines reifen Denkens, eines starken Glaubens und eines tiefen Fühlens. Vieles ist sehr lebendig.

So ein Gespräch der Seele, die ihres Heils gewiß werden möchte und sich fragt, ob es nicht gar zu groß sei, was sie glaubt und hofft, und dem heiligen Geist, der ihr Mut und Vertrauen zuspricht.

Eine große Tiefe und Reinheit des frommen Empfindens spricht auch aus den Gebeten, mit denen jede Erörterung einer Streitfrage schließt. Das gleiche gilt von den Gebeten, die dem „ver sulaz“ beigefügt wurden. Es sind Morgen-, Abend- und Tischgebete, Gebete um ewiges Leben, Vergebung der Sünde, wahre Erkenntnis Gottes, um wahren Glauben an Christus, für ein rechtschaffenes Leben, für Leidenszeiten, zur Vorbereitung auf den Kirchgang und die Abendmahlsfeier und ein Gebet für ein seliges Ende. Es kann nicht anders sein, als daß diese aus der Tiefe eines von Gott und Christus und der Ewigkeit ergriffenen Herzens strömenden Gebete vielen Trost und Frieden gebracht haben¹⁷.

Am 26. August 1625 hat Stefan Gabriel laut der Vorrede die Arbeit an der „Stadera“ abgeschlossen. Sein Aufenthalt in Altstetten sollte nun nicht mehr lange dauern. Sein Sohn Luzius hat ins Kirchenbuch von Ilanz geschrieben: „Endtlich hat die Kirche zu Ilantz von den Herrn der löblichen Stadt Zürich verlangt, daß sie meinen Vater, den Herrn Stephanus Gabriel, wieder uns zukommen lassen. Ist also gen Ilantz kommen 1626 den 10. Martii.“ Daß die Ilanzer sechs Jahre auf ihn gewartet haben und nicht daran dachten, ihn durch einen andern zu ersetzen, gereicht ihnen und ihm zur Ehre. Das allein ist schon ein gewichtiges Zeugnis für seine Bedeutung. Denn es kann ja wohl sein, daß seine politische Betätigung nicht allen in der Gemeinde Freude gemacht hat. Es ist ihm nicht leicht geworden, Altstetten zu verlassen, aber er war doch bald entschlossen, dem Ruf in die Heimat, den er als einen Ruf Gottes betrachtete, zu folgen. Am 5. März hat er ins Kirchenbuch von Altstetten eingetragen: „Valete in Domino, valete! (Lebet wohl in dem Herrn, lebet wohl!) 5 Martii a. 1626.“ Für die Predigt, die er bei diesem Anlaß denen zu Altstetten hielt, hat er als Text die Stelle im Matthäusevangelium (Kap. 2, Vers 19–23) gewählt, wo ein Engel dem Joseph in Ägypten

¹⁷ Dafür, daß auch die Stadera in einem weiteren Kreise geschätzt wurde, spricht die Tatsache, daß im Jahre 1650 die Synode die Bewilligung zum Druck einer italienischen Ausgabe dieser Schrift erteilte.

ten erscheint und ihm mitteilt, Herodes sei tot und er dürfe in die Heimat zurückkehren. Er hat den Text in einer im besten Sinn geistreichen Weise ausgelegt und nicht nur auf seinen Abschied von der Gemeinde, sondern auf das Schicksal und die Bestimmung aller Menschen angewendet. Er hat aus dem Text drei Lehren gezogen, nämlich die, daß auf der Erde niemand und nichts dauernd an einem Orte bleiben kann, dann die, daß eine bessere Heimat auf uns wartet, und endlich die, daß wir dem Rufe Gottes, der uns einen Platz auf der Erde und schließlich die Erde selber verlassen heißt, ohne Zaudern folgen sollen. Er weiß sehr geschickt sowohl Beispiele aus der Geschichte Israels als aus der anderer Völker zur Veranschaulichung heranzuziehen. Auch sehr schöne Bilder und Gleichnisse stehen ihm zu Gebote. Uns interessiert hier vor allem, was er über die Gemeinde Altstetten und ihr Verhalten zu ihm und über seine Rückkehr nach Graubünden gesagt hat. „Gott hat mich bei euch gesegnet und jetzt muß ich euch verlassen und komme vielleicht nie mehr zu euch; erkennt daran auch ihr die Vergänglichkeit dieser Welt, verlaßt euch nicht auf sie, verlaßt euch immer auf den ewigen Gott. ... Gott sagte zum heiligen Joseph: „Mache dich auf und geh in das Land Israel.“ Es scheint mir, er sage nun auch zu mir: „Auf, gehe wieder nach Bünden!“ Was soll ich tun? Soll ich dieses schöne Land, in dem ein so wohltuender Friede herrscht, verlassen, um in ein zerstörtes und zerrissenes Land zu ziehen, in dem die Wut des Schwertes regiert? Soll ich dieses Land, das so gute Regenten und Herren hat, verlassen, um in ein Land zu ziehen, in dem schlechte, unserem Glauben feindliche Herren regieren, soll ich von euch, die ihr mir auf alle Weise Liebe erwiesen, fortgehen, um in eine Gegend zu ziehen, wo ich Leute antreffen werde, die mich verfolgt und aus meiner Heimat vertrieben haben? Was soll ich doch tun? Da die Stadt, der ich zweiundzwanzig Jahre gedient habe, meinen Dienst wünscht, da mein armes Vaterland Mangel und Not an Predigern und Lehrern hat, und da es auch unseren Herren hier ratsam erschienen ist, daß ich gehe, kann ich es mir nicht anders denken, als daß Gott mir sagt: „Auf, gehe wieder in dein Vaterland!““ Er führt dann weiter aus, daß andern viel Schwereres zugemutet worden sei als ihm, wenn er auch Leiden entgegengehe. Zum Schluß ruft er den Zuhörern zu: „Aber wie soll ich von euch Abschied neh-

men, was soll ich euch sagen? Ich möchte lieber weinen als reden. Ich danke euch für alle Liebe, die ihr mir erwiesen habt, und danke auch für die Freundlichkeit, den Schutz und die Hilfe meiner geehrten Herren. Ich werde diese große Wohltat mein Leben lang nicht vergessen; ich will eurer in meinen Gebeten vor Gott gedenken; vergeßt auch ihr mich nicht! Das heißt, meine geringe Person könnt ihr wohl vergessen, aber die Lehre, die ich euch dargelegt habe, sollt ihr niemals vergessen.“ Er erinnert sie an die wichtigsten Punkte der Lehre, die sie von ihm gehört haben. Er scheut sich auch nicht, sie zu mahnen, daß sie sich vor den großen und schweren Sünden, die in ihrem Land überhand genommen hätten, nämlich vor dem Fluchen, Schwören und vor der Trunksucht hüten sollen. Er ermahnt sie zum Ausharren und schließt mit Segenswünschen für sie, die Stadt und das ganze Land.

Die Gemeinde, in die Gabriel zurückkehrte, hatte in den Jahren seiner Abwesenheit auch manches durchgemacht. Mehrmals wurde das Städtchen, dessen Mauern gerade in diesen schlimmen Zeiten darniederlagen, von Kriegsvolk überflutet.

V. N a c h d e r H e i m k e h r .

Über das, was Stephan Gabriel in den letzten zwölf Jahren seines Lebens in der Gemeinde geleistet hat, erfahren wir nur durch das Kirchenbuch etwas. Unter den Taufkindern, die er in diesen Jahren ins Taufregister eingetragen hat, befinden sich auch einige seiner Enkelkinder. Der Großvater hat jeweilen sogar die Himmelszeichen angegeben, in denen sie geboren sind. Im Jahre 1632 übernahm er nach einer Bemerkung im Synodalprotokoll auch den Pfarrdienst in der Gemeinde Kästris. Taufen in mehrheitlich katholischen Gemeinden ließ der schärfer gewordene konfessionelle Gegensatz immer weniger zu. Auch Verstorbene durften nicht mehr immer auf dem Friedhof ihrer Heimatgemeinde die letzte Ruhestatt finden. So ist im Jahre 1628 die Leiche des Schreibers Wilhelm Caminada von Seth nach Ilanz geführt worden. Bemerkenswert ist auch die folgende Eintragung im Totenregister: „Mastralessa Maria des Amann Christ. Martin zu Schleuis Haußfrou, ein eyfrige evangelische Frau, starb zu Schleuis und ist zu Ilanz begraben worden.“ Auch Evangelische aus andern Ländern sind auf dem Friedhof von St. Martin be-

graben worden: „Zwey Kinder einer Frau auß der Grafschaft Cleffen, so von wegen des Evangeliums exuliert. d. 7. Mai 1627.“ Schon zur Zeit Stefan Gabriels und mehr noch zur Zeit seines Nachfolgers bot sich öfters Gelegenheit, Glaubensgenossen aus andern Ländern (Italien, Frankreich) Gastfreundschaft zu erweisen.

Mit unverhohlenem Grimm sind dann auch vereinzelt Übertritte zum Katholizismus und hartnäckiges Festhalten von solchen, die von auswärts kamen, an dieser Religion verzeichnet. So ist dem Namen und Todestag einer Frau beigefügt: „foemina in papismo indurata, sine fronte.“ (Ein im Papismus verhärtetes, unverschämtes Weib.)

Mehrere Eintragungen zeigen auch, daß mit der Kirchen- und Sittenzucht Ernst gemacht wurde. Ein Mann, der trotz Warnungen nicht von seinem unsittlichen Lebenswandel ließ, wurde exkommuniziert (aus der Gemeinde ausgeschlossen). In einem Jahre mußten zwei Ehepaare, bevor sie getraut wurden und den kirchlichen Segen für ihren Ehebund empfangen, vor versammelter Gemeinde bekennen, daß sie sich einer schweren Sünde schuldig gemacht hätten.

In scharfem, unermüdlichem Kampf gegen die sittliche Leichtfertigkeit und schlimme Gewohnheiten und Leidenschaften finden wir Stefan Gabriel auch in einer Reihe von Gedichten. In einem Gedicht von der Wiedergeburt sagt er von Leuten, die es möglichst bequem und schön haben und das Leben genießen wollen und meinen, es sei dann allenfalls in der Nähe des Todes noch Zeit genug, sich zu bessern:

„L'ün ha tschou, l'auter lou da far,
Paucs vultan lur salid dichiar,
A far lur faig sagire:
Bault ven la mort zun nechiameng,
A catsch'els maun zunt fermameng,
A scatscha tut ilg rire.“¹⁹

Dieses Gedicht, wie ein folgendes, welches in sehr gelungener Weise ein Streitgespräch zwischen dem Fleisch und dem Geist stattfinden läßt („Davart ilg dabat d'ilg spirt a da la carn“),

¹⁹ Deutsch: Der eine hat da, der andere dort zu tun; um ihr Heil sich kümmern und ihre Sache sicher machen wollen wenige, bis ganz plötzlich der Tod sie überfällt und sie mit Gewalt zu Paaren treibt und alles Lachen verstummen macht.

läßt uns erkennen, daß Stefan Gabriel nicht so sehr mit dem theoretischen Materialismus, der Gott leugnet, zu kämpfen hatte, als mit dem praktischen, d. h. mit einer Gesinnung und Willensrichtung, die sich um Gott und um geistige Güter und Ziele nicht kümmern, sondern nach dem Wahlspruch: „Lasset uns essen und trinken und lustig sein, denn morgen sind wir tot“ leben will.

Neue Beachtung ist in unserer Zeit besonders den Gedichten Stefan Gabriels geschenkt worden, in denen der kampfesfreudige Mann verschiedene menschliche Verirrungen und Laster gegeißelt hat. Sie verdienen das Lob, das ihnen gespendet worden ist²⁰, ohne Einschränkung und sollten mehr gelesen werden. Das Wesen der hauptsächlichsten Torheiten und Sünden und das Elend derer, die ihre Sklaven werden, ist meisterhaft geschildert. Scharfe Beobachtung des menschlichen Tuns und Treibens, klares Erfassen seiner Beweggründe und eine starke satirische Ader gehörten dazu, um diese Gedichte zu schreiben. Die Schilderung ist dramatisch bewegt und äußerst realistisch. Wer in diesem scharfen Spiegel erscheinen soll, ist am Anfang des ersten, dem Hochmut (Loschezia) gewidmeten Gedichtes gesagt:

„Ber filgias ha ilg satan,
Vult quellas maridar:
Par ch'ellas fig carschentan
Sieu raginavel char:
Mansengia, gittigonza,
Loschezia, ambitium
Mutt'eivra, scuvidonza
Las afflan tuttas hum.“²¹

Zum Gelungensten in der Reihe dieser Gedichte gehören die dem Tanz und der Trunksucht gewidmeten Strophen. Das erstere läßt an Kraft, Realistik und Lebhaftigkeit der Schilderung nichts zu wünschen übrig. Das in ihm ausgesprochene Urteil, das Tanzen sei eine Schule des Satans, werden freilich heutzutage auch ernste Menschen zum mindesten etwas stark finden. Ohne Grund in der

²⁰ z. B. in der Schrift „Im Lande der Rätoromanen“ von P. M. Carnot.

²¹ Viele Töchter hat Satan und will sie alle an den Mann bringen, damit sie sein schönes Reich flott vermehren helfen: Lüge und Geiz, Stolz und Ehrgeiz, Trunksucht und Neid, sie finden alle ihren Mann.

Wirklichkeit können aber Schilderungen, wie sie dieses Gedicht bringt, kaum entstanden sein. Die wilde Zeit mag, wie es ja auch am Ende des Weltkrieges wieder erlebt worden ist, zu toller Ausgelassenheit, zum Überschreiten aller durch Scham und gute Sitte gezogenen Grenzen geführt haben.

Von einem überraschend tiefen und klaren Einblick in die Wirkungen und Folgen der Trunksucht legt das ihr gewidmete Gedicht Zeugnis ab. Dieses Gedicht gehört m. E. auch heute noch zum Besten, was gegen dieses Übel geschrieben worden ist. Es seien aus beiden Gedichten einige Strophen mit der in der oben erwähnten Schrift von P. M. Carnot gegebenen Übertragung mitgeteilt.

Über das Tanzen.

Ûn lieuc a scol'eis ilg saltar.	Salgint, current van els anturn
Ûn lieuc da satanasse.	Cun breia, cun calira
Scha ti nies Deus andreg teus char,	Sco pauper muvel narr, a sturn.
Schi fas quou buc ün passe.	O gronda narradira.
El mussa quou fig bers puccaus	Quou perdan bearas ilg tschupi,
El mussa la loschezia ;	Pon mai quel pli afflare,
Scadin vult esser bi fitaus	Tut lur honur quel scazi bi :
Sch'el gie ha buc ricchezza.	O schmaladiu saltare !
El mussa quou mattauns a mats	Ah charas filgias, a matauns,
La gritta, scuvidonza :	Fugit po d'ilg saltare,
Laventa si er gronds dabats	Scha vus leits prusas ngir dunnauns
Scadin vul sia muronza.	Ilg Paravis hartare.

Der Tanzplatz eine Schule ist,
 Dort lernt man Teufelssitte.
 Wenn deinem Gott du treu noch bist,
 Dann lenke weg die Schritte!
 Dort prägt der Satan Sünden ein,
 Er lehrt die Pracht der Kleider;
 Denn hübsch geziert will jeder sein,
 Ist's auch ein Hungerleider.
 Der Tanzort ist für junges Blut
 Des Zorns und Neides Schule.
 Und oft erkämpft in wilder Glut
 Die Tänzerin der Buhle.
 Wie springen sie, wie rennen sie,
 Und ihre Wangen brennen,
 O Narrenvolk, wie wildes Vieh
 Die armen Narren rennen.

Ach, manchem Mägdlein fiel vom Haupt
 Der Kranz auf immer, immer!
 Verfluchter Tanz, du hast geraubt
 Den schönsten Schatz, der Sitten Schimmer.
 Fliehet, liebe Töchter, Mägdlein hold,
 Den Tanz und sein Verderben,
 Wenn wack're Frau'n ihr werden wollt
 Und einst den Himmel erben.

Von der Trunkenheit.

Da l'eivradat deis ti fugir,	Zurück, entfleuch der Trunkenheit,
Ton sco dad ünna stria:	Dem eklen Hexenweibe!
Da l'eivradat deis ti gunchir,	Der Trunkenheit entweiche weit,
Gunchir da l'ustaria.	Der Schenke bleibe ferne!

Scha quella po tei compilgiar,	Wenn dich die Trunkenheit um-
O paupra creatira!	Wie elend bist du worden! [armt,
Schi ven la chi tut bien rubar,	Dein Gut ist hin, du bist verarmt,
Rubar tut tia vantira.	Dein Glück wird sie ermorden.

La ven a prender tes daners	Sie wird dir rauben all dein Geld,
Rubar tia vascadira,	Vom Leib das Kleid dir reißen;
La ven a prender praus ad ers,	Sie raubt dir Flur und Ackerfeld,
Ta metter en paupira.	Sie wird dich betteln heißen.

La tia signura eivradat	Weh, deine Herrin Trunkenheit
Ven tei a tussagare,	Wird dir den Gifttrank reichen;
A prender tia sanadat	Und dann, dann wirst du vor der
A bault a schirantare.	Verdorren und erleichen. [Zeit

Auch gesellschaftlich weniger verpönten und in ihren Wirkungen weniger in die Augen fallenden Lastern hat der Dichter einen klaren Spiegel vorgehalten. So dem Neid (Scuvidonza) und dem Geiz (Gitigonza). Die unersättliche Gier der Mammonsdiener ist in folgenden Worten geschildert:

„Ad arder ven tieu cor sc'ün fieug,
 Par rauba semper far sieu rieug,
 A ver naginna finne,
 Ti vens mai buc ta cuntentar,
 Pir pli, pir pli vens ti griar,
 O seit, o arsantimme.“²²

²² Deutsch: Dein Herz wird glühen wie ein Feuer, nach Geld und Gut rastlos schmachten und rufen und keine Ruhe finden. Du wirst nie zufrieden sein und immer nach mehr gieren. O Durst, o Brand!

Für alle Verirrungen werden sehr geschickt Beispiele aus der Geschichte angeführt.

Man kann es bedauern, daß der Dichter nicht auch die Lichtseiten des menschlichen Wesens mit solch lebendiger Anschaulichkeit geschildert hat. In dieser Richtung wenigstens liegt das bereits erwähnte Loblied auf den christlichen Ehestand als eine Schule der Liebe und eine Quelle wahrer Freude.

Die Wirklichkeit zeigte dem ins Alter tretenden Dichter mehr dunkle als helle Bilder. Am Ende der zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts stieg eine neue schwere Gefahr am Horizonte auf, der schwarze Tod. Durch Wallensteinische Truppen, die zum Teil durch Graubünden marschierten, zum Teil aber auch da und dort Quartiere bezogen und übel hausten, eingeschleppt, verwandelte die Pest das bereits so schwer heimgesuchte Land in ein weites Totenfeld. Im Jahr 1629 tauchte die schlimme Krankheit auch in Ilanz auf und riß in diesem und in den zwei folgenden Jahren viele Glieder der Gemeinde in einen jähen Tod. Beim Lesen dieser Seiten des alten Kirchenbuches steigen grauenvolle, erschütternde Bilder vor uns auf, denen ähnlich, die J. A. Sprecher in seiner meisterhaften Schilderung der Pestzeit in seinem Buche „Die Familie de Saß“ gegeben hat. An einem Herbsttag des Jahres 1631 sind in Ilanz 7 Personen der Pest erlegen, im ganzen Jahr 59. Fünf Leute, wovon drei Kinder, sind in einem Stall in Quadras bei St. Martin durch die letzte Not gegangen. Ein richtiges Begräbnis war in solchen Zeiten oft nicht möglich.

An andern Orten, wie z. B. in Flims und Valendas, forderte die Pest noch mehr Opfer. Waltensburg, Luvis, Trins und Flims haben in diesen Jahren auch ihre Pfarrer verloren. Wir können uns denken, wie es Stefan Gabriel getroffen hat, in der seiner Hut anvertrauten Herde den Tod derart wüten zu sehen. Er stand aber in all dem Grauen aufrecht, ohne Todesfurcht, des ewigen Lebens gewiß.

Dem Tod und der Ewigkeit sind wieder eine Reihe seiner Gedichte gewidmet. Sie stellen nach meinem Empfinden den Höhepunkt seines Dichtens dar. Wie er am Anfang eines dieser Gedichte den Schützen Tod seinen Bogen spannen und nach dem Leben zielen läßt, das konnte nur einem echten Dichter gelingen, dem die wichtigste der einem solchen verliehenen Gaben, die

Gabe des inneren Schauens, in reichem Maße verliehen war. Und wie schildert er das Los des vom Pfeile des Todes Getroffenen!

„Cur quei piliet ha tei plagau,
 Schi stos navend tilare,
 Stos prender da Scadin cumgiâu
 Nagin t'po cumpongiare,
 Parsuls stos ir
 Co pos ti rir?
 Ün'n'estra via passare:
 Tias ovras d'fei
 Prends ti cun tei;
 Tut 'lg auter stos si dare.
 Vont tei la Mort vens ti a ver,
 Davos tei ilg puccaue:
 Sper tei ilg Spirt ven cumparer,
 C'ha tei ghieu surmanaue:
 Sur tei pilgver
 Vens ti a ver
 Ent tschiel ilg gist Derschader;
 Sut tei 'lg uffiern,
 En tei ilg viern
 Ven tia conscienzia morder.²³

Mit erbarmungsloser Deutlichkeit wird dann geschildert, was mit dem Verstorbenen im Grabe geschieht und wie rasch sie von den Zurückbleibenden, und zwar vielleicht gerade von denen, die am lautesten geklagt und gejammert haben, vergessen werden. Doch all das soll den Frommen nicht schrecken. In wirkungsvollstem Gegensatz zu den grauenerregenden Bildern, die er hat aufsteigen lassen, schließt er das Gedicht mit den Worten:

„Cur nus morin
 Sin nossa fin
 Nus prend tiers tei, o Deuse!“²⁴

²³ Wenn dieser Pfeil dich verwundet hat, dann mußt du hinwegziehen und von allem Abschied nehmen. Niemand kann dich begleiten, allein mußt du gehen. Wie kannst du lachen? Eine fremde Straße mußt du ziehen; deine Glaubenswerke kannst du mit dir nehmen, alles andere mußt du aufgeben. Vor dir wirst du den Tod sehen, hinter dir die Sünde, neben dir wird der Geist erscheinen, der dich verführt hat. Über dir im Himmel wirst du den gerechten Richter sehen, unter dir die Hölle und in dir wird als Wurm dein Gewissen dich quälen.

²⁴ Deutsch: Wenn wir sterben, wenn das Ende da ist, nimm uns zu dir, o Gott!

Mit herrlichem Schwung hat der Dichter die Schönheit des ewigen Lebens und der himmlischen Seligkeit geschildert, und wie mit Flammenschrift sind endlich die Qualen der Verdammten beschrieben. Der Dichter ist wie Dante im Geist in die Tiefen der Gottesferne und Qual hinabgestiegen und hat die Weherufe und die Selbstanklagen der Verlorenen vernommen:

„Ent ilg uffiern stuveits vus star adinna,
 A semper, semper senza fin,
 A spronza ver naginna:
 Ilg fieug ven mai lou a finir,
 Ilg vierm ven mai lou a morir,
 O vae, o vae furtinna!
 „Cuntut ngits vus plirar, urlar, bargire,
 Bargir, garrir, sgriziar ils dents,
 Vusez a schmaladire:
 Jou tschiec, jou narr, jou schmaladiou,
 O pøuper mei viermet pardieu!
 O vae morir, pirire!“²⁵

Aber nicht nur in seinen Liedern, sondern auch an vielen Stellen seiner Prosaschriften hat Stefan Gabriel das Sterben und Vergehen aller Welt, das Los der in die ewige Heimat Gelangten und der auf immer aus ihr Verstoßenen mit den Farben und der Gestaltungskraft des Dichters geschildert. Um eine Ahnung von der Dauer der Ewigkeit zu geben, hat er in der ersten seiner Vorreden folgendes eines großen Dichters würdige Gleichnis gegeben: „Wie groß ist das Meer? Wenn eine Ameise alle tausend Jahre einmal kommen und aus ihm trinken würde und Gott den Verdammten verspräche, daß, wenn diese Ameise das Meer ganz ausgetrunken haben werde, auch ihre Qual zu Ende gehen solle, dann wäre noch eine Hoffnung auf ein Ende, aber da ist keine Hoffnung, ihr Feuer wird nie erlöschen und ihr Wurm nie sterben. O wie elend sind die, welche verdammt werden!“ In der schon mehrfach erwähnten Abschiedspredigt hat er

²⁵ In der Hölle werdet ihr ewig bleiben müssen, immer, immer, ohne Ende und Hoffnung. Nie wird dort das Feuer aufhören zu brennen, und der Wurm wird nie sterben. O weh, o weh, wie entsetzlich! Ihr werdet ohne Unterlaß klagen, jammern, weinen, weinen, schreien und mit den Zähnen knirschen und euch selbst verfluchen: „Ich blinder Narr, ich Verfluchter, ich armer verlorener Wurm. Ach wehe, sterben, verderben!“

den Gedanken, daß wir auf der Erde nur Pilger und Gäste sind, an folgendem Gleichnis klarzumachen gesucht. „Was ist diese Welt anders als unsere Herberge zu Altstetten? In diese kommen fast alle Tage viele Leute, Männer und Frauen, bleiben über Nacht und gehen am Morgen weg, um nie wieder zu kommen. So kommen wir Menschen in diese Welt und bleiben ein kleines Weilchen da, um wieder zu gehen und nie wieder zu kommen.“ Dem tiefem Gefühl für die Unsicherheit unseres irdischen Loses steht aber die freudige Gewißheit eines viel schöneren in der Ewigkeit gegenüber. Er wird nicht müde, auf dieses Ziel hinzuweisen. Er weiß zwar gut und sagt es oft, daß niemand sagen könne, wie es dort sei. Er erinnert an die Antwort, die ein weiser Mann auf die Frage, wie es im Himmel sei, gegeben habe: „Ich kann wohl sagen, was es im Himmel nicht gibt, daß es da keine Krankheit, keinen Krieg, keinen Schmerz, keinen Kummer, keinen Tod, keine üble Nachrede geben kann. Aber ich kann nicht sagen, was dort ist.“ Ohne Zweifel werde die Freude groß sein, so groß, daß es niemand sagen könne. Stefan Gabriel fügt dem hinzu: „Seht, meine Lieben, wie schön diese Welt ist, wie heiter der Himmel, wie wunderbar die Erde und was auf ihr ist! Eine so schöne Wohnung hat Gott sogar vielen Ungläubigen und Gottlosen bereitet. Wie viel schöner, wie viel lieblicher wird die Wohnung sein, in der die Kinder Gottes, die heiligen Engel Gottes weilen, ja Gott selber wohnt und weilt! Wenn einer in das Haus eines Fürsten ginge und in die Gemächer der Dienstleute, ja in die Ställe der Pferde geführt würde und das alles sauber und in Ordnung fände, wahrlich, der würde bald ausrechnen, daß die Wohnung des Königs noch tausendmal angenehmer sein werde. Was ist die Welt aber anderes als eine Gesindestube, eine Herberge schlechten Volkes, ein Stall von Tieren ohne Vernunft? Wenn jene so schön, so reizend, so prächtig geschmückt ist, o wie wird es dann erst die Wohnung des Königs der Könige sein?“ Auf bloße Vermutungen in bezug auf die himmlische Welt seien wir aber doch auch nicht angewiesen. Es seien auserwählte Menschen mit ihrem Geist gleichsam als Kundschafter dort gewesen, hätten tiefe, unvergängliche Eindrücke von der Herrlichkeit der ewigen Heimat erhalten und den Erdenbewohnern Kunde von dem, was sie geschaut und vernommen, gebracht.

VI. Letzte Arbeiten, Kämpfe und Sorgen.

All die schweren Erfahrungen in der Familie und in der Gemeinde haben Stefan Gabriels Eifer für das Wohl des Volkes und die Erhaltung des evangelischen Glaubens nicht erlahmen lassen. Daß seine Tüchtigkeit nun auch in der Heimat gebührend geschätzt wurde, geht auch daraus hervor, daß ihm bald nach der Rückkehr das Amt eines Dekans des Grauen Bundes übertragen wurde. Wegen der Kriegswirren konnte die Synode mehrmals nicht stattfinden. Im Jahre 1628 tagte sie in Scharans, wo Jenatsch seine kurze Laufbahn als Pfarrer begonnen hatte. Da fanden die Ereignisse, an denen sich eine Prädikantenschar so leidenschaftlich beteiligt hatte, ein Nachspiel. Es kam zu einem Wortwechsel wegen der politischen Unruhen des Jahres 1617 und der darauffolgenden Jahre und der Teilnahme von Mitgliedern der Synode an ihnen. Es wurde beschlossen, daß, wenn von der Zahl jener Geistlichen, die zuwider dem Bergüner Synodalbeschuß das Volk aufgewiegelt oder anderes ihres heiligen Standes Unwürdiges begangen hätten, noch etwelche da wären, solche als schwer Verschuldete anzusehen und deshalb mit einer Strafe belegt werden müßten. Doch seien diejenigen davon, die dem Thusner Strafgericht beiwohnten (wenn dies auch gegen den Willen und Beschluß der Synode geschehen), immerhin als entschuldigt zu betrachten, weil sie dies auf Befehl ihrer Obrigkeit tun mußten, wie sie sich auch vor der Synode von Malans bereits ausgewiesen hätten. Wenn zum Nachteil der Ehre und des Ansehens von Stefan Gabriel, Georg Saluz, Jac. Ant. Vulpius und anderer Synodalmitglieder einst etwas gesagt, getan oder beschlossen worden sei, so dekretiere dermalen die Synode, solches für immer der Vergessenheit (amnäsia) anheimzustellen. Hierauf wurden die Synodalgesetze erneuert und beschlossen, daß kein Geistlicher sich in Dinge einmischen solle, welche dem kirchlichen Beruf fern lägen und deren Folge Aufruhr und Verwirrung sein könnten, sondern gegenteils sich nüchtern innerhalb der Schranken seiner Stellung zu halten hätte, bei Strafe dauernder Exklusion²⁶. Man sieht daraus, daß die Synodalen aus den schweren Erfahrungen manches gelernt haben. Wie

²⁶ So berichten das Synodalprotokoll und Fortunat Sprecher in der Geschichte jener Zeit.

zur Bestätigung des Willens zum Frieden wurden an der gleichen Synode Georg Saluz, der Pfarrer von Chur, und Stefan Gabriel, die einst getrennte Wege gegangen waren, zu Dekanen ihrer Bünde gewählt.

Stefan Gabriel blieb bis zu seinem Tode in diesem Amte. Einige glücklicherweise noch erhaltene Briefe zeigen, daß die Gedanken, die ihn bei seiner über das Gebiet der Gemeinden, denen er diente, hinausgehenden Tätigkeit leiteten und die Ziele, die ihm dabei vorschwebten, noch ganz dieselben waren, die ihn einst in den politischen Kampf hineingetrieben hatten. Er hat mit dem „Eins ist not“ in seinem Leben und Handeln Ernst gemacht. Nach wie vor galt seine Sorge der Erhaltung der von den Vätern ererbten Freiheit und der Erhaltung des evangelischen Glaubens in den Drei Bünden und in den italienischen Herrschaften (Veltlin, Bormio, Chiavenna). Mit größter Aufmerksamkeit verfolgte er alles, was unternommen wurde, um die Bünde wieder in den Besitz der 1620 verlorenen Gebiete zu bringen. Wir können uns leicht vorstellen, wie sehr ihn die Kunde, der edle Hugenottenführer Heinrich Rohan solle nach Graubünden kommen, seine Ankunft in den Bündnerbergen und die nach verschiedenen Verzögerungen im Sommer 1635 endlich durchgeführte Eroberung des Veltlins gefreut hat. Um so bitterer mußte die Enttäuschung sein, als die französische Regierung zögerte, die durch einen glänzenden Feldzug, an dem die Bündner sich hervorragend beteiligt hatten, zurückgewonnenen Gebiete den Bündnern zurückzugeben und schließlich die Rückgabe nur unter Ausschluß der evangelischen Religion aus jenen Gebieten gestatten wollte. Stefan Gabriel konnte es, wie aus einem Brief, den er am 5. August 1635 Antistes Breitinger schrieb, hervorgeht, zuerst nicht für möglich halten, daß die französische Regierung das wirklich wolle. Er meinte, es handle sich um ein diplomatisches Spiel zu dem Zwecke, um vor den Katholiken den Schein zu wahren. Er gibt die Absicht kund, den Herzog Rohan zu bitten und zu beschwören, er möge durch seine Weisheit bewirken, „daß Christus nicht von dort vertrieben werde“. Die Geistlichkeit von Zürich und Bern möge dasselbe tun. Wenn mit vereinten Kräften und mit brennendem Eifer darauf hingearbeitet werde, könne das Gewünschte leicht erreicht werden. So klingt der Brief, obwohl er von allerlei Sorgen und Gefahren zu berichten weiß, mit guter

Zuversicht aus. Über den Ernst der Absicht, den evangelischen Glauben aus jenen Gebieten auszuschließen, sollte er aber nicht lange im Zweifel bleiben. Die sogenannten Clävner Artikel enthielten diese wie andere demütigende Bedingungen. Da wandten sich die drei Dekane im Namen aller Diener am Worte in Rätien am 12. Februar 1636 in einem Schreiben an den Herzog Rohan. Es sei aus diesem interessanten, in gewähltem Latein verfaßten Schreiben einiges mitgeteilt. Am Anfang wird der Herzog daran erinnert, mit welchem Jubel er in Bünden empfangen worden sei. „Wir glauben kaum, daß die Israeliten in Ägypten über die Ankunft des Moses in solchen Jubel geraten sind, wie wir über dein Erscheinen in unserm Vaterland.“ Dann wird geschildert, wie der Clävner Vertrag gleich einer dunklen Wolke diese Freude gründlich getrübt habe. Es wird das Erstaunen darüber ausgesprochen, daß die französische Regierung ihre treuesten, zuverlässigsten Freunde in Graubünden derart vor den Kopf stoße und dem verbündeten Volke schlechtere Friedensbedingungen zu bieten wage, als sie öfters von den Feinden angeboten worden seien. Im Volke herrsche darüber ein starker Unwille. All dies bewege sie, mit den innigsten Wünschen an ihn zu gelangen, daß er mit seiner Weisheit und seinem Einfluß bewirke, daß eine völlige Wiederherstellung des früheren Zustandes erfolge. „Gedenke, ausgezeichnete Fürst, der um Christi willen in der Verbannung Weilenden, die, nachdem sie die nächsten und liebsten Menschen und ihre Habe verloren haben, über die rauhen Alpen in eine traurige, lange dauernde Verbannung getrieben worden sind und Hunger, Durst und Blöße erlitten haben, die Wiederherstellung mit unbeschreiblicher Sehnsucht erwarten! Sie haben sich zu deiner Ankunft, gnädigster Herr, so sehr Glück gewünscht; wirke doch, bitte, dafür, daß sie in ihrer Hoffnung nicht betrogen werden! Gedenke der Blutzeugen Christi, die in ihrem Hause, in den Betten, in den Gotteshäusern grausam hingemetzelt wurden. Leide es nicht, ausgezeichnete Fürst, daß ihr Blut, welches der Same der Kirche ist, vergeblich geflossen sei! Ihre Seelen rufen zu Gott: „Ach, wie lange rächst du unser Blut nicht?“ Sie rufen dir, gnädigster Herr, zu: „Erbarme dich unserer Kinder, unserer Enkel, unserer Nachkommen, daß sie sich des Wortes Gottes, das uns den Weg zum Himmel zeigt, erfreuen können!“...“

Dieser Appell an das Herz und Gewissen des großen Hüge-

nottenführers hatte keinen Erfolg und konnte keinen haben. Rohan konnte, wie auch Stefan Gabriel einmal bemerkt hat, nicht wie er wollte. Er war schließlich nur ein Beauftragter des in Frankreich mit größter Machtvollkommenheit regierenden Ministers Richelieu, den als Kardinal und Diplomaten die Wünsche der Bündner Protestanten, soweit sie sich nicht mit seinen politischen Interessen und Zielen deckten, kalt ließen. Auch von den evangelischen Orten der Eidgenossenschaft war nichts zu erreichen, sie wollten nicht riskieren, um der Bündner willen, für die sie schließlich schon viel getan hatten, in den Krieg hineingezogen zu werden. So konnten schließlich auch treue Protestanten den Gedanken, das, was die Franzosen nicht geben wollten, mit Hilfe von Österreich-Spanien zu erhalten, nicht ohne weiteres abweisen. Kurz vor dem Abschluß der Verhandlungen wurden auch einige evangelische Pfarrer in die Pläne und Absichten des sogenannten Kettenbundes eingeweiht. Wie aus einem Briefe von Jenatsch an Gabriel hervorgeht, waren darunter auch der letztere und sein Sohn, Magister Luzius. Viel Freude hatten sie daran nicht. Diese wurde noch kleiner, als im Frühling 1637 Rohan auf die bekannte, an Verrat grenzende Art und Weise aus dem Land getrieben wurde. Als dann im Jahre 1638 bekannt wurde, Spanien habe es endgültig abgelehnt, die evangelische Religion in den italienischen Herrschaften zu dulden, da entstand namentlich unter den evangelischen Pfarrern eine große Erregung. Die Dekane, denen man wegen ihrer Zustimmung zu den Verhandlungen mit Habsburg schwere Vorwürfe gemacht hatte, erklärten in einem Briefe an alle Pfarrer, sie seien getäuscht und betrogen worden, man müsse die Verbindung mit Spanien abbrechen und der ungesetzlichen Art, wie die Angelegenheiten gemeiner Lande von einigen Wenigen besorgt würden, wenn auch nicht auf gewaltsame Weise, entgegentreten. Gabriel hatte sich schon in einem Briefe vom Mai 1637 über die diktatorische Art beklagt, wie jetzt in Graubünden regiert werde.

Er hat sich aber auch direkt an den Mann, den er dabei hauptsächlich im Auge hatte, gewendet. Der Briefwechsel zwischen Jenatsch, Stefan Gabriel und Jakob Anton Vulpius gehört zum Merkwürdigsten und Bedeutsamsten jener Zeit. Darum soll das Wesentlichste aus den wenigen erhaltenen Briefen mitgeteilt werden. Sie zeigen uns auf der einen Seite

einen kühl erwägenden Politiker — einen Realpolitiker, würde man heute sagen —, der in seinen Plänen und Aktionen von religiösen Rücksichten nicht gehemmt sein will, und auf der andern Männer, die von einer Politik, die der Religion nicht gibt, was ihr gebührt, sehr wenig halten. Es ist auffallend, daß zwischen diesen Männern überhaupt noch Briefe gewechselt wurden. Jenatsch, der frühere Prädikant, war ja katholisch geworden. Wie ein Gabriel einen solchen Schritt beurteilte, kann nicht zweifelhaft sein. In einem bald nach dem Bekanntwerden des Übertritts an Breitingen gerichteten Brief braucht er die Wendung „infelix ille Jenatius“ (jener unglückselige Jenatsch). Doch am Anfang eines an ihn selber gerichteten Briefes finden wir die Bemerkung, es könne von ihm nichts so Ungeheuerliches begangen werden, das imstande wäre, die alte Freundschaft aus seinem Herzen zu reißen. Er hält ihm dann aber mit aller Schärfe das Falsche und Gefährliche seines selbtherrlichen Benehmens vor. Am bezeichnendsten für das tiefste Fühlen und das eigentlichste Wollen Stefan Gabriels ist die folgende Äußerung: „Warum sagen sie (nämlich gewisse Schmeichler und Zuträger) dir nicht, daß ich mich vor allem wegen der Religion beschwere. Ich erwarte nichts Gutes von den Häuptern, nichts Gutes vom Volke, sondern nur Verderbnis und Bestechung. Das politische Wesen rührt mich nicht stark, die Religion brennt mich, sie liegt mir am Herzen. Ich habe es niemals gutgeheißen und werde es niemals gutheißen, solange mir Gott Kraft gibt, daß unsere Untertanen des Lichts des Evangeliums sollen beraubt werden und daß ihre Nachkommen dem Reich der Finsternis unterworfen sein sollen, und das kraft jenes Vertrages ewig, ach ewig. Du würdest, wenn du nicht von uns weggegangen wärest, das gleiche sagen. Ich bin niemals ein stummer Hund gewesen und werde es auch mit Gottes Hilfe niemals sein, ich will sagen, was mich mein Herr sagen heißt, und dann ihm den Ausgang anheimstellen...“ Er schließt den Brief mit der Bitte, daß Jenatsch das, was Stephanus freimütig und rückhaltlos gesagt habe, gut aufnehmen möge, und mit dem Gruß: „Gehab dich wohl, tapferster Oberst! dein Freund Stephanus Gabriel.“

In einem Schreiben des Obersten vom 13. September 1637 sucht dieser die gegen ihn erhobenen Vorwürfe und Anklagen als ungerecht und unbegründet hinzustellen. Er meint eingangs, der

Brief Gabriels sei in Zorn und Gemütsregung geschrieben, und nichts schade dem menschlichen Geschlechte mehr als Zorn und Gemütsaufwallung. Er beruft sich darauf, Gabriel habe selber früher von allzu weitgehender Volksfreiheit nicht viel gehalten. Die Sorge für die Religionsfreiheit in den Herrschaften findet er begreiflich, mahnt aber zu ruhigem Abwarten und versichert, er werde tun, was er könne. Der Brief schließt mit den Worten:

„Gehab dich wohl, ehrwürdiger und ruhmreicher Mann. Mäßige dich, mein Lieber, vor der Zornaufwallung, denn bei ihr geht alle Ruhe und Freundlichkeit verloren. Wolle, ich bitte dich um Gottes willen darum, nicht allein klug sein! Mit innigen Wünschen für dein Wohl Georg Jenatsch.“

Aus diesem Brief können wir in bezug auf die Persönlichkeit des Prädikanten von Ilanz wohl so viel entnehmen, daß er von sehr lebhaftem, leicht aufbrausendem Temperament war. Oft mögen Zornesblitze aus seinen Augen geleuchtet haben. Ob freilich gerade Jenatsch berufen war, Lektionen in Mäßigung und Selbstbeherrschung zu geben, muß nach Verschiedenem, was von ihm bekannt ist, fraglich erscheinen.

Eingehender und liebenswürdiger hat der Oberst auf einen Brief, den ihm Pfarrer Vulpius aus Thusis wohl im Einverständnis mit seinem Freund Gabriel geschrieben hatte, geantwortet. Er betont wiederholt seinen großen Eifer für das Wohl und die Freiheit des Vaterlandes. Er meint, es stehe mit Graubünden nicht gar so schlimm. Er habe mit Verwunderung feststellen können, welche Achtung die Republik bei den europäischen Fürsten genieße. Man habe auch nicht Grund, sich über ihn zu beschweren. Er habe sich in Innsbruck mit Erfolg für die Freigabe des evangelischen Glaubens im Unterengadin und Prättigau verwendet. Er beklagt sich darüber, daß man ihn vor dem Volke als einen hinstelle, der ihm die Freiheit entwenden wolle. Er habe im letzten Herbst mit Stefan Gabriel in Ilanz darüber geredet, aber ihn nicht davon überzeugen können, daß er im Unrecht sei. In bezug auf die Religionsfreiheit meint er, diese Sache werde sich mit der Wiederherstellung des Landes von selber machen. Er selber danke zwar Gott für die Gnade, daß er ihn in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen habe, aber er wolle die Religionsfreiheit in Graubünden unangetastet wissen. Das könnten seine Frau und seine Kinder (die protestantisch geblie-

ben waren) und alle seine Freunde bezeugen. Es sei in dieser Hinsicht noch nicht alles verloren, man müsse nur nicht das Volk durch blinden Lärm in Aufregung bringen. Sie sollen nicht allein gescheit sein wollen. Was die Religion betreffe, so sei ihnen ein gewisses Recht zuzugestehen, aber in politische Dinge sollten sie sich nicht mischen.

Man kann heute ruhig zugeben, daß Jenatsch nicht in allem unrecht hatte. Es hing tatsächlich nicht nur vom Willen der politischen Führer ab, ob die Religionsfreiheit in den Untertanengebieten erreicht werden konnte oder nicht. Jenatsch hat wohl richtig gesehen, wenn er die Sachlage so beurteilte, daß diese Gebiete ohne die an jene Bedingung geknüpfte Zustimmung der mächtigen Nachbarn nicht wieder dauernd in den Besitz der Bündner zu bringen seien. Er irrte aber sehr, wenn er meinte, die Glaubensfrage werde sich nach der Rückerstattung der Gebiete ganz von selber nach den Wünschen der Evangelischen regeln. Die Glaubensfreiheit kam zwar, aber Jahrhunderte später, als jene Gebiete den Bündnern verloren waren und dort nur sehr wenige Protestanten lebten, denen sie zugute kam. Es gereicht Stefan Gabriel zur Ehre, daß er sich in den Gedanken, daß in jenen Tälern das Licht des Evangeliums nicht mehr leuchten solle, nicht finden konnte. Er hatte es in dieser Hinsicht ganz ähnlich wie Zwingli, der auch durchaus der freien Verkündigung des Evangeliums die ganze Schweiz geöffnet wissen wollte.

Der Kummer über die Preisgabe evangelischer Glaubensgenossen hat einen Schatten auf Stefan Gabriels letzte Lebenszeit geworfen. Über seine Stimmung gibt der Ende 1637 an Breitingen gerichtete, bereits erwähnte Brief Aufschluß. Da heißt es am Schluß: „Unser Schiff ist von schweren Stürmen bedrängt, möge Gott uns zu Hilfe kommen, möge Gott uns erhalten!“

Als im Frühling 1638 die drei Dekane vor den Herren und Häuptern erschienen, um auch dort ihre Beschwerden und Klagen geltend zu machen, da mußte sich der Dekan des Obern Bundes durch seinen Sohn Luzius vertreten lassen. Die im Mai in Chur versammelte Synode bestätigte ihn in seinem Amte, aber er sollte die Synode nicht mehr besuchen. Die Notiz im Kirchenbuch von Ilanz, er sei an der Wassersucht gestorben, läßt vermuten, daß er noch durch Schweres hindurch mußte, bis ihm das zuteil wurde,

was er so sehr ersehnte. Die Arbeit scheint er noch bis in den Herbst hinein selber versehen zu haben.

Außer der erwähnten Notiz finden wir noch die von der Hand seines Sohnes und Nachfolgers in der Gemeinde geschriebenen Worte:

„Anno 1638, den 6. November, ist mein Vater, der in die 33 Jahr der Stadtkirchen zu Ilantz gedient hat, im Herrn seliglich entschlafen.“

Luzius stand den Gemeinden Ilanz-Kästris noch 24 Jahre vor. Mit seiner trefflichen Übersetzung des Neuen Testaments und der Psalmen ins Romanische hat er das Werk des Vaters in glücklicher Weise fortgesetzt. Die Familie Gabriel lebte in Ilanz, ihrer zweiten Heimat, noch lange in Ansehen und Wohlstand. Wiederholt bekleideten Angehörige der Familie hohe Amtsstellen im Tale und in den italienischen Herrschaftsgebieten. Erst vor wenigen Jahren haben Nachkommen Stefan Gabriels das Haus am Oberen Tor, das lange im Besitz der Familie gewesen war, und Ilanz verlassen²⁷.

Beitrag zur Geschichte der Gemeinnützigen Gesellschaft von Graubünden.

Von Prof. Dr. F. Pieth, Chur.

Auf Einladung der Gemeinnützigen Gesellschaft von Graubünden sprach Nat.-Rat Dr. A. Gadiant am 1. März 1928 über die Frage der Gründung einer neuen Ökonomischen Gesellschaft. Angesichts der sich zum Teil schroff gegenüberstehenden und bekämpfenden Interessen sollte eine neutrale Organisation geschaffen werden, welche die auseinander- oder dann ohne Zusammenhang nebeneinander hergehenden wirtschaftlichen und geistigen Bestrebungen zusammenfassen und zu möglichst einheitlicher Wirkung vereinigen sollte. Als eine solche Organisa-

²⁷ Die die Familie Salis betreffende Notiz auf Seite 55 des Monatsblattes kann auf Grund einer Mitteilung von Herrn Dr. J. Simonet dahin ergänzt werden, daß der Vater des Convertiten Friedrich Salis der Vicar Hans Salis von Samaden war. Friedrich wurde vom König Heinrich IV. zum Almosenier ernannt und starb im Jahre 1616 in Paris. Den Hauptteil der Schrift „Storgae Saliceae“ bildet ein schon im Jahr 1610 von Stefan Gabriel an Friedrich Salis gerichteter Brief.